

EILEEN DREYER

Streifschuss

Buch

Molly Burke hat in ihrem Leben schon eine ganze Menge an Katastrophen und menschlichem Elend zu Gesicht bekommen, denn sie arbeitet am St. Louis City Hospital als Krankenschwester für Trauma-Patienten. Über viele Jahre hat sie – oft vergeblich – versucht, misshandelten Kindern wieder auf die Beine zu helfen, und darüber versäumt, ihr eigenes Leben in Ordnung zu bringen. Am liebsten würde sie einen Schlusstrich ziehen und ganz neu beginnen, denn jetzt kommt auch noch Ärger mit ihrem Dauerverehrer Frank dazu, und zu allem Überfluss soll sie sich künftig um ihren Neffen, den 16-jährigen renitenten Patrick, kümmern, weil Mollys Bruder als Diplomat in China unterwegs ist. Da startet ein Unbekannter ein makabres Spiel mit ihr: Eines Nachts landet ein akribisch bemalter und beschrifteter Menschenknochen in ihrem Garten, und weitere folgen bald. Die Ermittler vom St. Louis Police Department sind sich sehr schnell sicher, dass sie es mit einem äußerst gefährlichen und brutalen Serienmörder zu tun haben, und alle Umstände deuten darauf hin, dass der Täter aus dem Kreis der von Molly behandelten Patienten stammen muss. Die Botschaften des Mörders werden indessen immer bedrohlicher. Er will Mollys Aufmerksamkeit voll und ganz. Und sie weiß: Nur der Umweg über ihre eigene verdrängte Vergangenheit kann sie zur wahren Identität des Killers führen ...

Autorin

Eileen Dreyer war als Krankenschwester und Assistentin in der Gerichtsmedizin tätig, ehe sie sich dem Schreiben zuwandte. Inzwischen wurde sie für den angesehenen Anthony Award nominiert und wird in den USA als kommende Göttin der Kriminalliteratur gefeiert. Sie lebt mit ihrer Familie in St. Louis, Missouri.

Von Eileen Dreyer bereits erschienen:

Die Spezialistin. Roman (36143)

Eileen Dreyer

Streifschuss

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Leo H. Strohm

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Head Games«
bei St. Martin's Press, New York.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2006 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © by Eileen Dreyer 2004

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006
by Verlagsgruppe Random House GmbH

Published by Arrangement with Eileen Dreyer

Dieses Werk wurde im Auftrag der Jane Rotrosen Agency LLC durch
die Literarische Agentur Thomas Schlück, 30827 Garbsen, vermittelt.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Zefa/Leonard

Redaktion: Rainer Michael Rahn

V. B. · Herstellung: Heidrun Nawrot

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-36356-X

ISBN-13: 978-3-442-36356-8

www.blanvalet-verlag.de

Für Rick, der während der gesamten vier langen Jahre meiner College-Ausbildung immer an mich geglaubt hat.
Das ist mehr, als ich dir jemals zurückgeben kann.

Niemand wird an einem einzigen Tag einsam.

DECIMUS IUNIUS IUVENALIS

Prolog

Rituale haben etwas Tröstliches.

Sie bedeuten Ordnung. Sie geben uns die Gewissheit, dass wir unsere kostbarsten Bedürfnisse schützen können, indem wir sie mit den hohen, dicken Mauern der Vertrautheit und der Präzision umgeben.

Das konnte Kenny verstehen. Er akzeptierte das Bedürfnis nach Ritualen, die Freude daran. Er schätzte die leidenschaftliche Vorfreude auf jeden einzelnen bewusst ausgeführten Akt. Kenny exerzierte seine Rituale mit derselben Sorgfalt wie ein Priester das Hochamt.

Einen der Grundpfeiler in Kennys Ritual bildeten die Zehn-Uhr-Nachrichten. Für Kenny waren die Nachrichten ungefähr das, was für andere Leute das Sterberegister war. Sobald feststand, dass sein Name nicht erwähnt wurde, konnte er die Arbeit für den nächsten Tag planen.

Aber nicht einfach irgendwelche Zehn-Uhr-Nachrichten. Die Zehn-Uhr-Nachrichten auf Channel Seven. Kenny sah die Nachrichten am liebsten auf Channel Seven, weil es dort in der Regel die reißerischsten Berichte gab. Kenny genoss die atemlose Empörung in der sanften Stimme der Moderatorin Donna Kirkland, wenn sie Worte wie *schockierend* und *grauenvoll* aussprach, fast so, als bereiteten sie ihr ein sexuelles Vergnügen. Es gefiel ihm, wie ihre rundlichen kleinen Lippen sich um die Vokale schmiegt und wie ihre Augen sich bei diesen Worten weiteten. Aber vermutlich sollte er dieses Thema an einem Abend wie diesem, wo seine neue Freundin bei ihm war, nicht weiter vertiefen.

Flower. Sie hieß Flower. Was für ein wundervoller Name, dachte Kenny und wandte sich ihr zu. Sie war so ein wundervoller Mensch, so voller Trost und so schweigsam.

»Zehn Uhr ist genau die richtige Zeit, um Nachrichten zu schauen«, sagte er, während er sich wieder auf das raue, braun karierte Sofa setzte und ihr den Arm um die Schulter legte. »Um diese Zeit ist eigentlich alles passiert. Da gibt es keine großen Überraschungen mehr, weißt du?«

Flower pflichtete ihm bei. Das machte sie immer.

»Heute ...«, intonierte Donna Kirkland mit kaum unterdrückter Wonne auf der Mattscheibe, »... kam es im Forest Park zu einer grässlichen Entdeckung ...«

Grässlich. Noch so ein Wort, bei dem ihr anscheinend einer abging. Kenny stellte fest, dass er steif wurde. Er griff nach seinem Bier auf dem Beistelltischchen und nahm einen tiefen Schluck. Bier passte prima zu den Nachrichten. Bier passte eigentlich prima zu allem, aber besonders gut schmeckte es Kenny bei den Nachrichten.

Und so lächelte er. Er hatte sein Bier, Flower war bei ihm, und im Fernsehen gab es einen Mord. Und um das Ganze vollkommen zu machen, ließ Donnadiemoderatorin – für Kenny hieß sie immer nur Donnadiemoderatorin, als wäre das ihr richtiger Name – sich davon erregen.

»... haben zwei Parkaufseher beim Beschneiden der Büsche die teilweise bekleidete Leiche einer Frau gefunden.«

Die Kamera schwenkte jetzt über das obligatorische Grüppchen kahler Bäume, die in den grauen Himmel ragten. In einer Senke standen, eng aneinander gedrängt wie eine Viehherde zum Schutz vor dem Wind, etwa ein halbes Dutzend Polizeibeamte in Uniform, allesamt tief nach unten gebeugt, dazu eine Rollbahre und ein paar fette Typen mit Daunenwesten und Baseball-Mützen.

»Jetzt kommt gleich der offizielle Bericht der Mordkommission«, sagte Kenny missmutig. »Man könnte doch ei-

gentlich erwarten, dass sie den Ablauf wenigstens ab und zu ein bisschen verändern.«

»Jamie?« Donnadiemoderatorin wandte sich an den Reporter. »Gibt es schon eine offizielle Stellungnahme?«

Jetzt erschien ein geschniegelter Kerl Mitte zwanzig auf dem Bildschirm. Er stand vor der Polizeiwache in der Innenstadt. »Nun, Donna«, sagte er und runzelte die Stirn. »Das Opfer wurde bisher noch nicht identifiziert. Wir haben vor wenigen Minuten mit einer Vertreterin des gerichtsmmedizinischen Instituts gesprochen.«

»Nicht die Mordkommission?«, warf Kenny ein.

Jetzt war auf dem Bildschirm das Innere irgendeiner typischen staatlichen Behörde zu erkennen. Eine Frau stand schweigend da und lauschte einer Frage, ohne dass der Frager im Bild war. Kenny sah sie und hatte den Beamten der Mordkommission, den er erwartet hatte, sofort vergessen. Er hatte die ganze Geschichte vergessen.

Sein Herz begann zu rasen. Er spürte die Überraschung direkt in der Kehle. Mit zusammengekniffenen Augen beugte er sich vor. Er öffnete den Mund und wollte etwas sagen, doch das hatte er im selben Augenblick schon wieder vergessen. Vielleicht, so dachte er, hörte er ja sogar auf zu atmen.

»Mein Gott«, flüsterte er, zu Stein erstarrt.

Sie war zierlich, feingliedrig und schlank. Kurzes, ordentliches rostrotes Haar. Strahlende braune Augen mit Lachfältchen und ein beinahe hübsches Gesicht, das von einer Menge Erfahrung gezeichnet war. Die kleinen Hände steckten in den Taschen eines strapazierfähigen grauen Jacketts.

Älter geworden, viel älter, so kam es Kenny vor. Aber das war bei ihm schließlich nicht anders.

»Mein Gott.« Er atmete hörbar aus und schüttelte den Kopf. »Sie. Wieso habe ich das nicht gewusst?«

»Die Gerichtsmedizin nimmt an, dass die Leiche ungefähr vier Tage lang hier gelegen hat«, sagte sie gerade mit der dem Anlass gemäßen Feierlichkeit. »Zur Todesursache können wir erst nach der Autopsie morgen früh etwas sagen.«

Ihr Lächeln hatte Kenny nie vergessen. Aber dieser Blick war ihm noch vertrauter. Ihr trauriger Blick. Kenny wusste noch, wie sie ihn angesehen hatte, als ob sie etwas sagen oder tun wollte, das alles verändern konnte.

Vielleicht hatte er sie genau deshalb wieder erkannt. Weil er endlich ihren traurigen Blick gesehen hatte. Den Blick, von dem er immer geglaubt hatte, er gelte nur ihm.

Er vergaß das Bier, vergaß seine Freundin Flower und sah nichts anderes mehr als den Fernseher, konnte vor Aufregung kaum denken.

»Molly Burke ist Untersuchungsbeamtin der Gerichtsmedizin für den Stadtbereich St. Louis«, sagte Jamie, der Reporter, als er wieder im Bild war.

»Molly ...« Kenny musste plötzlich lachen. »Oh mein Gott, Molly. Ja, natürlich!«

Aufgeregt wandte er sich Flower zu. »Das verstehst du nicht«, sagte er. »Ich habe sie mal gekannt. Ich *kenne* sie. Schon seit Ewigkeiten habe ich mich gefragt, was wohl aus ihr geworden ist, und erst jetzt merke ich, dass ich sie die ganze Zeit über direkt vor der Nase gehabt habe, dass ich sie sogar *gesehen* habe! Ich war mir nicht sicher ... ich meine, man hofft natürlich, du weißt schon ... aber ... na ja. Sie muss unbedingt erfahren, dass ich wieder da bin.«

Kenny wandte sich wieder dem Fernseher zu, aber zu spät. Donnadimoderatorin war mittlerweile dabei, die Meldung des Tages noch einmal aufzugreifen, und zählte verschiedene staatliche Einrichtungen auf, die infolge der neuesten vom Kongress beschlossenen Haushaltssperre vorübergehend geschlossen werden sollten. Molly war nicht

mehr zu sehen und würde auch nicht wieder auftauchen. Aber Kenny wusste, wo sie war, und er wusste ganz genau, was er diesbezüglich unternehmen würde.

Einige Augenblicke lang blieb er einfach neben Flower sitzen und dachte über sein Glück nach. Kenny hatte eigentlich nie zu den Menschen gehört, die Glück hatten. Und selbst bei jenen seltenen Gelegenheiten, wo das der Fall gewesen war, wusste er normalerweise nicht, was er damit anfangen sollte.

Aber dieses Mal wusste er es. Er wusste es, weil er sich über zwanzig Jahre lang ausgemalt hatte, was er tun würde, falls geschehen sollte, was nun geschehen war. Er hatte sich in seiner Fantasie alles ganz genau zurechtgelegt, damit es auch wirklich perfekt wurde.

Zwanzig lange Jahre. Und jetzt endlich war es so weit, dass er seine kostbarsten Träume ausleben konnte. Er setzte die Flasche an und leerte sie, dann stellte er sie ab und stand auf.

»Es ist Zeit, das Licht auszumachen«, sagte er zu Flower.
»Ich habe morgen eine Menge zu tun.«

Seine Freundin Flower lächelte zurück. Aber das war nichts Besonderes, sie lächelte immer. Also lächelte Kenny auch, denn heute Abend war auch er froh. Dann, mit der gleichen vorsichtigen Sorgfalt, die er all seinen Freundinnen gegenüber an den Tag legte, nahm er ihr den Kopf von den Schultern und legte ihn zurück in den Kühlschrank, wo er hingehörte. Anschließend machte er das Licht aus und ging zu Bett.

*ICH BIN NIEMAND
NICHTS
SAGT SIE*

1

Molly Burke würde sterben, und zwar wegen eines Clowns.

Nicht irgendeines Clowns. Eines außerirdischen Clowns. Eines Clowns, der Aids hatte.

Sie musste unbedingt kündigen. Das war das Einzige, woran sie denken konnte, während sie im Zimmer 001 der Unfallstation auf dem Boden lag, alle viere von sich gestreckt und mit einer hundert Kilogramm schweren, kreischenden Psychopathin auf dem Brustkorb.

»Clowns!«, heulte die Frau über ihr und ließ dabei wie ein Rasensprenger Speicheltröpfchen auf Mollys Gesicht regnen. Sie beugte sich so tief zu ihr herab, dass Molly auf keinen Fall das glitzernde frische Blut an dem Schlachtermesser übersehen konnte, mit dem ihre neue Patientin ihr vor dem Gesicht herumfuchtelte. »Riesige Clowns!«

Wäre es nicht ihr eigenes Blut gewesen, das Molly da an diesem monströsen Messer kleben sah, es hätte eine ziemlich lustige Geschichte werden können. Später, wenn sie das Ganze bei ein paar Drinks in der Kneipe zum Besten gab. Sie würde dafür sorgen, dass es lustig klang.

Dann würde sie wieder zur Arbeit kommen und kündigen.

Falls sie bis dahin noch am Leben war.

Sie wurde einfach zu alt für die Unfallstation. Ihre Reflexe hatten sie im Stich gelassen. Und ohne Reflexe war die Unfallstation der denkbar ungeeignetste Arbeitsplatz. Vor allem dann, wenn sie eine glatte Zehn auf der Beklopptenskala erst erkannte, wenn es zu spät war.

»Riesige Clowns mit roten Nasen.«

Die Aufnahme hatte ihr eine neue Patientin in Zimmer 001 zugeteilt. Atemnot und Schmerzen in der Brust. Weiblich, neunundzwanzig Jahre alt. Nun ja, die neunundzwanzig Jahre alte Frau hatte tatsächlich unter Atemnot gelitten. Und zwar deshalb, weil sie den Atem anhielt. Um sich nicht bei den mit Aids infizierten Clowns anzustecken, denen Molly offensichtlich zum Verwechseln ähnlich sah. Als Molly schließlich die ganze Dringlichkeit des Problems erkannt hatte, lag sie schon rücklings auf dem Boden, fest im Griff einer paranoiden Schizophrenen, die sich betrogen fühlte und in den höchsten Tönen kreischte.

Mit einem Messer in der Hand.

»Sie suchen das Wasserkind«, psalmodierte die Frau mit hoher, unheimlicher Stimme, während sie auf Mollys malträtiertem Brustbein hin und her schaukelte. »Sie wollen es entführen und mit Aids infizieren. Das haben sie gesagt.«

»Das Wasserkind?«, presste Molly hervor, während sie sich windend nach Luft schnappte. Wenn sie doch wenigstens dieses gewaltige Knie auf ihrem Hals zur Seite schieben könnte ...

»Gewiss-s-s-s«, zischte die Frau. Es klang so sehr nach Gollum, dass man Angst bekommen konnte. »Hast du sie nicht gesehen? Sie warten auf ihn.«

»Ich habe ... niemanden gesehen. Vielleicht kann ich ja noch mal nachschauen.«

So langsam starben ihr die ersten Gehirnzellen ab. Sie musste die Alarmtaste an der Wand erreichen, um die Rettungstruppen zu alarmieren. Sie musste herausfinden, was es mit dem Wasserkind auf sich hatte, um in die Wahnvorstellungen dieser Frau einzudringen und sie in ein Fangnetz locken zu können. Und sie musste ihren Hintern von diesem Kachelfußboden wegbekommen, bevor ihr Becken wie eine Eierschale zerbrach.

»Bitte«, sagte sie flehend. »Ich will Ihnen helfen.«

Die Patientin starrte sie an. »Also gut.«

Und dann, mit der Sicherheit einer Primaballerina, erhob sie sich. Molly machte ihren ersten Atemzug seit ungefähr zehn Minuten und rappelte sich ebenfalls auf.

»Danke«, krächzte sie. »Jetzt kann ich Ihnen helfen.«

In diesem Augenblick entdeckte sie das Blut auf dem Fußboden. Klumpiges Blut. Direkt unter der Patientin, die, was Molly erst jetzt auffiel, einen schmierigen, langen und viel zu großen Regenmantel und Galoschen trug – genau die Art von Schizophrenen-Uniform, deren Anblick Molly ernsthaft nervös machte. Auch ohne Messer.

Und dann hörte Molly das Maunzen. Wie ein junges Kätzchen. Aus einer der großen, ausgebeutelten Taschen.

Großartig, dachte sie. Messer und Tiere. Jetzt fehlten bloß noch ein paar Kerzen, und schon hatten sie eine Szene aus *Rosemarie's Baby* beisammen.

»Also dann«, sagte Molly in ruhigem, hilfsbereitem Tonfall. »Clowns, nicht wahr? Wir suchen also nach Clowns? Soll ich vielleicht mal im Flur nachschauen?«

»Nein. Sie müssen mir helfen, das Wasserkind zu opfern. Es ist der Schutzschild ... sein Opfer wird das Aids besiegen ...«

Sein Opfer. Sein Opfer.

Aber Molly, zitternd und schweißgebadet unter dem Ansturm des Adrenalins, konnte nicht klar genug denken, um den Kode zu entschlüsseln.

»Wie heißen Sie?«, fragte sie vorsichtig und machte noch einen Schritt auf die Wand und die große rote Alarmtaste zu.

Die Frau versteifte sich. »Ja, wieso, Wassermutter natürlich.«

»Natürlich ...«

Wassermutter.

Molly strauchelte und blieb stehen. Sie blickte auf das Blut hinunter. Sie hörte erneut das seltsame Maunzen. Endlich setzten sich die einzelnen Teile zusammen.

»Verdammte Scheiße ...«

Die Clowns waren womöglich einer Wahnvorstellung entsprungen, aber das Wasserkind nicht. Das Wasserkind, das diese Wahnsinnige mithilfe ihres großen, blutverschmierten Messers opfern wollte. Sie hatte bereits die Hand in die Tasche ihres Regenmantels gesteckt.

Molly zögerte keine Sekunde. Sie stürmte mit voller Kraft auf die Wassermutter los und rammte sie wie ein Football-Spieler kurz vor der Endzone.

Sie krachten beide gegen die Wand. Die Wassermutter kreischte. Molly schmetterte die Hand, die das Messer hielt, gegen die Wand. Sie wurde getreten und beinahe gebissen, aber das Messer fiel klirrend zu Boden und verspritzte dabei noch mehr Blut. Molly versetzte dem Brustkorb der Frau einen Stoß mit der Schulter. Die Wassermutter taumelte zurück, und Molly fing das Neugeborene in dem Moment auf, als es der Hand seiner verblüfften Mutter entglitt.

Dann, endlich, drückte sie den großen roten Wandschalter.

Molly arbeitete seit dreißig Jahren auf der Unfallstation. Sie geriet nicht so schnell in Panik. Es war schon über dreißig Jahre her, dass sie bei der Arbeit die Nerven verloren hatte – damals, als sie zum ersten Mal die Kampfstiefel geschnürt und das Evakuierungslazarett in Pleiku betreten hatte.

Aber es gab etwas, das sie zumindest an die Grenze der Panik treiben konnte. Und dieses Etwas hielt sie in der Hand, als sie aus dem Behandlungszimmer rannte, während die Wassermutter hinter ihr in den höchsten Tönen kreischte und der Sicherheitsdienst den Flur entlanggetrampelt kam.

Babys in Not versetzten sie in Panik. Und das Wasserkind mit seinen ganzen zwei Pfund war in großer Not.

»Sie hat ein Messer!«, rief Molly den Wachleuten zu, die mit beinahe quietschenden Sohlen zum Stehen kamen, als Molly mit einem winzigen, dunkelhäutigen Säugling in der Hand an ihnen vorbeisauste. »Und sie ist stinksauer!«

Zumindest war Molly nicht die Einzige, die die Vorstellung hasste, für ein Neugeborenes verantwortlich zu sein. Die meisten, die auf einer Unfallstation arbeiteten, hassten Kinder. Sie hassten es, mit diesen winzigen Körpern zurechtkommen zu müssen, mit diesen winzigen Herzen, dieser enormen emotionalen Belastung. Ein Kleinkind-Alarm mündete fast immer in ein Lehrbeispiel für Verzweiflung und Verderben, es sei denn in einem richtigen Kinderkrankenhaus. Und das Grace Hospital genoss in St. Louis zwar einen hervorragenden Ruf als erste Adresse für Schuss- und Stichverletzungen, war aber kein richtiges Kinderkrankenhaus.

Aber niemand, niemand in diesem ganzen Krankenhaus, hasste Babys in Lebensgefahr so sehr wie Molly. Niemand konnte sehen, was sie sah, wenn sie sie im Arm hielt, wenn sie um ihr Leben kämpfte und den Kampf verlor.

Zum Glück für Molly war am heutigen Abend eine Mitarbeiterin im Haus, der die Grauen erregenden Aspekte eines Kleinkind-Alarmes nicht das Geringste ausmachten. Während Molly also in die Kindernotaufnahme eilte, alarmierte sie mit lautem Schreien die Schwester am Aufnahmetresen, damit sie einen Notalarm auslöste. Dann fuhr sie schweres Geschütz auf.

»Sasha!«

Sie stieß die Tür auf und musste feststellen, dass das Zimmer bereits besetzt war, und zwar von einem Kerl, der bei einem schniefenden Kleinkind Fieber maß – unglaublich. Er war leicht zu vertreiben, vor allem, als die Mutter entdeck-

te, was da in Mollys Armen lag, und wie von der Tarantel gestochen aufsprang.

»Großer Gott!«, schrie sie und wich zurück.

»Tut mir Leid ...« Molly nickte der dünnen jungen Schwarzen und dem unscheinbaren weißen Pflegehelfer, den sie nicht kannte, zu. »Das Baby hier schwebt in Lebensgefahr. Könnten Sie ...«

Gott segne die Mutter. Sie entriss dem Pflegehelfer ihr Kind und jagte mit Warp-Geschwindigkeit zur Hintertür hinaus. Der Pflegehelfer, nervös und grau wie der Mantel der Wassermutter, machte ein paar Rückwärtssätze, als Molly den winzigen, schwachen Körper auf die Liege legte.

»Neu hier?«, fragte sie, während sie die Schubladen des fahrbaren Instrumentenschanks aufriss.

Er lief knallrot an und schluckte. »Sie, ähm, haben mich aus dem Versorgungsbereich hierher geholt. Ich bin eigentlich in der, ähm, Hausmeisterei ...«

Kein Wunder, dass sie ihn nicht kannte. Er war einer aus der Masse schlecht ausgebildeter Mitarbeiter, mit denen die Krankenhäuser mittlerweile bestückt wurden. Er hätte normalerweise keinen bleibenden Eindruck bei ihr hinterlassen, wäre nicht die wulstige rote Narbe gewesen, die sich wie ein Seil bis zu seinem Schlüsselbein zog. Wie ein aufgedunsener Wurm, der jemandem den Hals emporkriecht.

Molly zwang sich zu einem Lächeln und winkte in Richtung Tür. »Vielleicht sollten Sie jetzt dieser Mutter nachgehen und sie und ihr Kind in ein anderes Zimmer bringen.«

Er verließ fluchtartig den Raum. Somit war Molly allein mit einem Frühchen, aus dem fast alles Leben gewichen war, ihrem Puls von knapp zweihundert sowie ungefähr tausend notwendigen Entscheidungen.

»Kode blau eins, Kode blau eins, Notaufnahme, Zimmer drei«, drang es aus dem Lautsprecher über ihrem Kopf. »Kode blau eins, Notaufnahme, Zimmer drei.«

Kode blau eins. Baby in Lebensgefahr. Die Leute würden schnell laufen, noch schneller atmen und dabei beten, dass jemand anders die Verantwortung übernahm. Und Molly, die immer noch allein im Zimmer war, hütete sich, irgendetwas mit diesem zerbrechlichen und kaum ausgeformten Päckchen zu unternehmen, bevor sie Hilfe bekam. Also suchte sie mit schweißnassen, zitternden Händen die Instrumente zusammen.

Das Baby lag in einer Wasser-und-Blut-Lache, die beständig größer wurde. Die Nabelschnur, deren Ende abgebissen und roh aussah, baumelte immer noch seitlich an der Liege herab. Doch abgesehen davon war das Wasserkind perfekt geformt: winzige Hände und winzige Füße und ein wunderschöner kleiner Kopf. Und ein violetter, regungsloser Körper.

Molly ertrug den Anblick fast nicht.

»Du hast nach mir gebrüllt?«, erklang eine gleichgültige Stimme von der Türe her.

Molly, die damit beschäftigt war, Absaugkatheter, Beatmungsschläuche und Sauerstoffgeräte aus dem Schrank zu zerren, fiel fast in Ohnmacht vor Erleichterung. »Das hier ist ein Taucher, Sash.«

Ein »Taucher« war ein Baby, das in einer Toilette zur Welt gekommen war. Ein »Wasserkind«. Sasha Petrovich nahm sich eine Sekunde Zeit, um das leblose Bündel auf der Liege zu betrachten, und nickte. »Okay.«

Das war alles. Mehr Reaktion würde sie nicht zeigen. Sasha, eine Blondine mit makellosem Äußerem und staubtrockenem Humor, war die perfekte Unfall-Kinderkrankenschwester. Sie ließ sich durch die zerbrechlichen Lebewesen, die ihr anvertraut waren, niemals aus der Ruhe bringen. Es wäre ihr zu viel verschwendete Energie gewesen.

»Wie lange?«, wollte sie wissen, während sie Kittel und Handschuhe überstreifte.

Mollys Hände zitterten so sehr, dass sie kaum in der Lage war, die EKG-Kabel an die Elektroden anzuschließen. Hätte sie die Elektroden schon vorher auf dem Brustkorb des Babys befestigt, dann wären die hauchdünnen Rippen unter dem bloßen Druck, der beim Einstecken der Kabel entstand, gebrochen. »Ich weiß nicht, wie alt es ist. Bis vor einer Minute hat es noch Laute von sich gegeben.«

Sasha nickte erneut. »Dann kriegt er jetzt einen Schlauch. Gib mir mal einen Zwei-Fünfer, okay? Und einen Nabelkatheter. Zum Glück ist es draußen warm. Vielleicht hat der kleine Scheißer ja eine Chance ... Mein Gott, wer hat denn die Nabelschnur durchgeschnitten? Lassie? Bring mir ein bisschen Desinfektionslösung. Eine Menge Desinfektionslösung.«

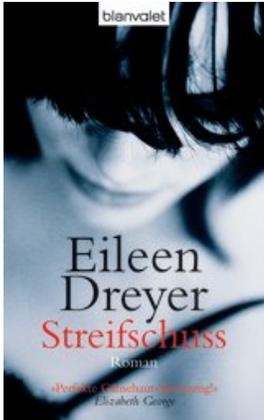
Als Sasha gerade den Beatmungsschlauch eingeführt hatte, stürmte der Rest des Teams zur Türe herein. Die Beatmungs-Schwester übernahm die manuelle Sauerstoffpumpe, und so konnte Molly mit einem Finger das kleine Herz massieren, während eine Oberschwester gelähmt vor Schock drüben beim Instrumentenschrank stand.

»Hol mal Luft«, sagte Sasha trocken, während sie ein wenig Blut aus der Nabelvene zog, um dann den Infusionsschlauch anzuschließen.

»Mach ich«, versicherte Molly und hielt all ihre Aufmerksamkeit auf der Suche nach einem Lebenszeichen, einem Rhythmus, auf den Monitor gerichtet. »Später.«

Das war nicht der richtige Zeitpunkt für so was. Sie hielt es kaum aus im Zimmer. Zum Glück schwebte endlich auch der zuständige Kinderarzt herein. Seine Mantelhälften flatterten wie ein Drachen bei starkem Wind; in der einen Hand hielt er noch sein Mittagessen. Molly entspannte sich in winzigen Intervallen. Bill blieb in solchen Krisensituationen fast so ruhig wie Sasha.

»Wer hat denn das Fischchen da aus dem Wasser gezo-



Eileen Dreyer

Streifschuss

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-36356-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2006

Molly Burke arbeitet am St. Louis City Hospital als Krankenschwester für Trauma-Patienten. Über viele Jahre hat sie versucht, misshandelte Kindern auf die Beine zu helfen. Da startet ein Unbekannter ein makabres Spiel mit ihr, als eines Nachts ein akribisch beschrifteter Menschenknochen in ihrem Garten landet. Die Ermittler sind sich sicher, dass sie es mit einem Serienmörder zu tun haben. Und dass der Täter aus dem Kreis von Mollys Patienten stammt ...